



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Erinnerung an Ludolf Camphausen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vergleichen, das unter Absonderung von Epirus, Syrien usw. (Österreich-Ungarn) durch Makedonien-Preußen geeint worden ist. Aber wenn Alexander der Große im Westen so starke und gefährliche Gegner gehabt hätte, wie das Deutsche Reich sie hat, dann wäre er wohl auch nicht nach dem Osten gezogen. Es fragt sich freilich, ob das Jahr 1885, der Burenkrieg, der russisch-japanische Krieg nicht günstige Gelegenheiten zur Wiederaufnahme einer großen europäischen Politik geboten hätten. Aus welchen Gründen das unterblieben ist, das wird wohl erst aus den diplomatischen Geheimarchiven zu ersehen sein, die sich kommenden Geschlechtern öffnen werden.

Nachschrift des Verfassers. Die inzwischen vollzogenen Wahlen zur Reichsduma haben meine Prognosen durchweg bestätigt. Unter allen „Fremdstämmigen“ Rußlands haben nur die revolutionären Polen, Suden, Letten und Esten bedeutende Wahlerfolge erreicht, und von sämtlichen Völkern des weiten Reiches waren ungeachtet aller deutschfeindlichen Treibereien nur Groß- und Kleinrussen duldsam oder bequem genug, der Wahl der deutschen Abgeordneten (Widmer in Bessarabien, Münch in Chersson, Diez in Saratow, Schellhorn in Samara) keinen nationalen Terrorismus, keine unlauteren Umtriebe entgegenzusetzen. An allen diesen Punkten vermochten die Deutschen nur dadurch zu siegen, daß kein eiserner Ring der revolutionären und reichsfeindlichen Elemente gegen sie geschmiedet wurde, und daß ihre russischen Nachbarn weniger zahlreich und weit unpünktlicher an den Urnen erschienen als sie.



Zur Erinnerung an Rudolf Camphausen



u den Männern, die während der großen Krisis der werdenden deutschen Nation von 1848 bis 1852 eine ganz hervorragende Rolle gespielt, außerdem aber auch durch Reinheit ihres Wesens und bedeutende menschliche Eigenschaften sich den Anspruch auf ein unvergängliches Andenken erworben haben, gehört der Rheinländer Rudolf Camphausen. Sein Bild versucht auf Grund eines sehr reichen Materials von Briefen, Reden und Akten eine Landsmännin von ihm, die Kölnerin Anna Caspary, durch eine umfangreiche Monographie: *Rudolf Camphausens Leben**) mit Glück und Geschick wiederzuerwecken. Diese Monographie ist nicht nur für den Historiker interessant, der das aus den Briefen Ludolfs und seines Bruders Otto, des spätern preußischen Finanzministers (1869 bis 1878), gezogene Material und manche noch unbefannte persönliche Äußerung Friedrich Wilhelms des Vierten, Wilhelms des Ersten und seiner Gemahlin Augusta dankbar hinnehmen wird, sondern für jeden gebildeten Menschen, ja man kann wohl sagen, daß die Teile des Buches, in denen das allgemein Menschliche hervortritt, der

*) *Rudolf Camphausens Leben*. Nach seinem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Anna Caspary. Stuttgart und Berlin 1902, Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XII u. 465 S.

Verfasserin am besten gelungen sind. Sie schreibt mit großer Zurückhaltung ohne alle Breite und Weiterschweifigkeit und läßt in wünschenswerter Weise meist ihrem Helden und den neben ihm auftretenden Personen das Wort.

Mit wenigen sichern Strichen wird das Bild der harten und doch nicht freudlosen Jugendzeit des am 10. Januar 1803 in Hünshoven bei Aachen gebornen Rudolf Camphausen gezeichnet. Wir begleiten ihn aus den engen Verhältnissen des vom Vater († 1813) hinterlassenen Tabak- und Ölgeschäfts in die vierjährige kaufmännische Lehrzeit nach Düsseldorf, in das ofenlose Dachstübchen im Hause des Prinzipals, dessen schweigame Familienmahlszeiten er nicht gern teilte. „Das Vergnügen war so klein, daß ich zwei Jahre lang Abends gar nicht zu Tisch ging und vorzog zu fasten oder mir mit einem Spirituslämpchen eine Tasse Tee zu bereiten.“ Aber „seine scharfen und schönheitsdurstigen Augen“ spähten wacker umher: er beobachtet die merkantilen Verhältnisse der Stadt und das Werden der Düsseldorfer Kunstschule gleichermaßen. Er schwärmt aber auch für Beethoven und Shakespeare. Heimgekehrt nach Hünshoven versucht er im Verein mit dem ältern Bruder August das väterliche Geschäft zu erweitern: 1826 gelingt die Anlage eines Zweiggeschäfts in Köln. Von rührender Bescheidenheit und Keuschheit zeugt die Art seiner Werbung um die seit der Knabenzeit mit wachsender Innigkeit geliebte Elise Venßen. Das Weib stand damals, eine Frucht des Zeitalters der Romantik und der herben Tugend der Freiheitskriege, hoch in der Wertschätzung und Verehrung des Mannes — unsre heutigen Dandies würden weder Rudolf noch seine Elise verstehn —, und es wäre wohl gut, wenn wieder Menschen heranwüchsen, die eine solche Gehaltenheit der Empfindung, eine so keusche Zurückhaltung und eine solche unbedingte Treue verstünden. Im September 1828 wird die glückliche Ehe geschlossen: sechs Söhne und zwei Töchter sind aus ihr hervorgegangen.

Rudolfs Hervortreten an die Öffentlichkeit beginnt bald nach der Übersiedlung nach Köln (1830). Er wird Stadtrat, Mitglied und schließlich Präsident der Handelskammer. Als solcher ist er neben Friedrich List einer der ersten Deutschen, die sich an dem Gedanken eines deutschen Eisenbahnsystems und einer die deutschen Ströme nutzbar machenden Flußdampfschiffahrt geradezu berauscht haben. Sein Lieblingsprojekt war eine Bahn von Köln nach Antwerpen, durch die er den Kölner Speditionshandel von der Bevormundung Hollands befreien und das belgische Land fester mit Deutschland verketteten wollte. Der Mann, dem sonst im Leben die Äußerung einer warmen Empfindung schwer fiel, steigert in seinen Denkschriften seine Sprache bis zum höchsten Schwung. So sagt er z. B. 1834 von den Dampfmaschinen: „Waren Savarys Maschinen zu vergleichen den aufsteigenden Dünsten, dem fallenden Tropfen, dem Wallen des Rebels im Sonnenlichte, so gleichen Watts Maschinen der Tanne, deren Wipfel zur Höhe strebt, während die Wurzeln im Boden ranken . . .“ und vom Dampfschiffe: „Wen möchte der erste Anblick des mystischen Geschöpfes nicht überraschen, hinreißen, verwirren? Wer zum erstenmal sähe, wie die ehernen Flossen die bestürzten Wellen auseinandertreiben, wie im wilden Laufe die stolze Brust sich mit weißem Schaum bedeckt, wie ein einziger Schlag des kaum sichtbaren Schweißes den Koloß herumwirft, wie bei seiner Annäherung die Wogen am Strande sich

rauschend brechen, wie er mit verwegnem Fluge dem Hafen entgegenschleift, die dicken Mauern zu durchbohren sucht und sich sanft und ruhig an das Ufer legt; wer dieses Schauspiel zum erstenmal genösse, der dürfte wohl ausrufen: Bist du kein geistiges Wesen, fürwahr, so bist du doch das schönste Tier der Schöpfung."

Das unablässige Bemühen, sein Bahnprojekt zu verwirklichen, hat Camphausen in jahrelange Arbeiten und Reisen verstrickt. Um den Kronprinzen für den Plan zu gewinnen, ist er 1836 in Berlin, obwohl die Niederkunft seiner Frau bevorsteht. Mitten in die endlosen Verhandlungen hinein wird ihm die Geburt des dritten Sohnes gemeldet. In dem danach an die Gattin geschriebnen Briefe zeigt sich das Innerste seines Herzens: „Den Gedanken, Vater eines Sohnes zu sein, ohne ihn gesehen zu haben, hatte ich noch nie gedacht; jetzt ist er da, beglückend und erschütternd. Ich komme mir vor wie ein treulofer Barbar, ich meine, die Leute müßten mit Fingern auf mich weisen, es ist mir, als hätte ich ein entsetzliches Verbrechen begangen. . . . Also Gottfried Ludolf soll er heißen, der kleine Schelm. Wenn er heiratet, soll er in dem Ehekontrakt versprechen, nicht nach Berlin zu reisen, wenn seine Frau ihm einen Sohn bringen will. Es ist gegen göttliches und menschliches Recht. . . . Die Jungen kommen jetzt aus der Schule hereingesprungen; Emil macht seine schmeichlerischen Fagen an der Wiege und besieht die Händchen und Füßchen, Hermann macht tiefsinnige Bemerkungen, und Lieschen tanzt. . . . Was ist doch eine Eisenbahn für ein dummes, einfältiges, steinernes Ding gegen liebe Kinder und vor allem gegen eine heitere, freundliche, gütige Frau.“

Allmählich wächst aus dem Kaufmann und Handelspolitiker der Staatsmann heraus. Camphausen war seit 1843 Mitglied des Rheinischen Provinziallandtags und als solcher ein eifriger Kämpfer für Pressefreiheit und Konstitutionalismus. Für dieselben liberalen Gedanken kämpft er auch mit Wort und Schrift auf dem ersten Vereinigten Landtage von 1847. Aber sein Liberalismus unterscheidet sich von vielen andern liberalen Geistesrichtungen jener gärenden Zeit besonders durch zwei Eigenschaften: er ist preußisch und durch und durch monarchisch. Der Glaube daran, „daß unter den größern Staaten des Kontinents Preußen allein in allen Wechselfällen die jungfräuliche Reinheit seines Credits zu bewahren gewußt hat“, und zugleich der Glaube, „daß in dem Hause Hohenzollern jener verfeinerte Sinn für Recht sich vom Vater auf den Sohn vererbt“, von ihm schon in einer Denkschrift des Jahres 1834 ausgesprochen, bildet die Grundlage seiner politischen Ansichten. So erschien er, der Führer der rheinischen Liberalen, im März 1848 beim Zusammenbruche des absolutistischen Staats in Preußen als der rechte Mann, sowohl die konstitutionellen Ideen zu verfechten als auch die wankende Monarchie zu stützen. Graf Arnim-Boitzenburg beruft ihn am 22. März nach Berlin, damit er in das Ministerium eintrete; Ludolf Camphausen kommt, lehnt aber zunächst ab, da ihm „stets jeder Gedanke an Eintritt in den Staatsdienst fern gelegen“, und „die Lösung der wichtigsten schwebenden Fragen Männern übertragen ist, mit denen ich seither in politischen Fragen nicht denselben Weg gegangen bin“, aber Friedrich Wilhelm der Vierte läßt ihn nicht los, sondern ernennt ihn am 28. März zum Ministerpräsidenten; neben ihm

treten Muerzwald, Schwerin, Hansemann ins Ministerium ein. Erst am 1. April, während er auf dem Bahnhof einen Extrazug erwartet, der ihn nach Potsdam zum Könige bringen soll, findet er Zeit, seiner Frau ein Lebenszeichen zu geben: „Ein Minister in einer solchen Lage, wie ich gegenwärtig, hat nicht Zeit, seiner Frau zu schreiben; allein er hat noch das ganze Herz voll Liebe für sie, seine Kinder, seine Familie und seine bisherige Häuslichkeit. Ich werde tun zur Rettung des Staates, was ich vermag; wie aber auch der Ausgang sei, so ist es nicht wahrscheinlich, daß ich für lange Zeit unsern gewohnten bürgerlichen Verhältnissen entrisen werde.“

Trotzdem eilt seine treue Gattin im April nach Berlin, ihm sein Los nach Kräften zu erleichtern. Sie schreibt an ihre Schwägerin: „Wir wohnen in dem ehemaligen Hotel des Ministers v. Savigny. . . In einem Flügel habe ich eine Schlafstube mit Garderobe, daneben eine allmächtig große Wohnstube in Blau mit sechs Sofas; welche übrigens mit teils städtischen, teils gemieteten Möbeln schon recht behaglich ist. Ein gemütlicher Bedienter besorgt den Kaffee, das Reinhalten der Stuben; das Bettenmachen besorgt die Exzellenz selbst, aus Mangel einer Magd, erbaulich und im stillen . . . das Haus hat einen wunderschönen Garten, eigentlich Park mit Fischteich . . . genug, das ist alles herrlich, allein im Innern sind traurige Exzellenzen, und ich wollte, ich wäre bald wieder Frau Camphausen.“ Sehr interessant sind die zwischen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Camphausen geführten Verhandlungen über die Rückberufung des Prinzen Wilhelm aus England; der Ministerpräsident hat diese Angelegenheit trotz aller demagogischen Wutausbrüche sofort zu der seinigen gemacht: in dieser Zeit hat sich das Freundschaftsband zwischen ihm und der Prinzessin von Preußen, der spätern Kaiserin Augusta, fürs Leben geknüpft. Am 5. Juni teilte Camphausen der Kammer die bevorstehende Ankunft des Prinzen mit, am 6. beantwortete er eine Interpellation über die Gründe, die den Prinzen vom Vaterlande ferngehalten hatten, in so würdiger Weise, daß er einen großen Sieg davontrug. Aber die Tage seines Ministeriums waren gezählt. Die demokratische Mehrheit beantwortete die feste, monarchische Haltung Camphausens mit dem Antrage, daß in Anerkennung der Revolution zu Protokoll erklärt werden solle, die Kämpfer des 19. März hätten sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Neue blutige Ausschreitungen des Pöbels in Berlin folgten, und am 20. Juni kann Camphausen seiner längst wieder zu den Kindern zurückgekehrten Frau berichten: „Nunmehr ist der Augenblick gekommen, wo ich Dir notwendig zu schreiben habe, nämlich das nahe bevorstehende Ende meiner Qualen und Leiden. . . Die Geschichte meines Austritts will ich Dir erzählen, wenn wir uns wiedersehen, insofern ich sie dann noch nicht vergessen habe. Die Gründe sind einfach: Ich glaubte, es sei nötig, daß die Leute etwas Neues bekommen — ich würde mich nicht lange mehr haben halten können und fand es nützlicher, vor der Abreisedebatte zu gehen. . . Sage mir, ob es große Schwierigkeiten haben würde, den Erardschen Flügel für einige Zeit nach Müngsdorf [Camphausens Landsitz bei Bonn] zu schaffen?“ Aber es war ihm nicht lange beschieden, sich die Seele von dem erduldeten Leid und den Schmerzen nervöser Überarbeitung in Beethovenischen Harmonien zu befreien: seit Anfang Juni ertönen immer dringendere

Rufe, die ihn nach Frankfurt locken, um bei der neuen deutschen Zentralgewalt die Stelle des Ministerpräsidenten und Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Aber die erste Unterredung mit Heinrich von Gagern, dem Präsidenten des deutschen Parlaments, zeigt ihm die Unmöglichkeit einer solchen Stellung für ihn. Er schreibt an Hansemann: „Man bedurfte meiner hier, um sich der Zustimmung der preußischen Regierung und des preußischen Volkes zu den nächstkommenden Maßregeln zu versichern. Man durfte voraussetzen, daß das Vertrauen, welches ich im Lande, bei der Regierung und auch wohl noch bei S. Majestät dem Könige genieße, mancherlei würde haben durchbringen lassen, was ich befürwortet hätte. Dazu konnte ich gebraucht und mißbraucht werden, und eben weil ich jene Voraussetzung ebenfalls in einem gewissen Maße teile, war ich sehr ängstlich, mich nicht gebrauchen oder mißbrauchen zu lassen, um so mehr, als die Versammlung, erfüllt von dem Erfolge des »kühnen Griffes«, nunmehr eine vorwiegende Tendenz hat, mit der geschaffnen Zentralgewalt an das Regieren zu gehen, und als Dinge bevorstehen, welche für Preußen bedenklicher Natur sind.“ Merkwürdigerweise gehört auch der preußische König zu denen, die Camphausen seine Weigerung, in das deutsche „Reichsministerium“ einzutreten, verdenken. Friedrich Wilhelm der Vierte schreibt am 16. Juli 1848 aus Sanssouci: „Sie haben eine hohe, über jeden Ausdruck wichtige Stellung zu Frankfurth ausgeschlagen, theuerster Camphausen. Ich schreibe Ihnen nun, um Ihnen zu beweisen, daß es Ihre heilige Pflicht ist als Deutscher und vor Allem als Preuße und als mein Freund, die Stellung als Minister Präsident des Auswärtigen anzunehmen.“ Camphausen bleibt bei seiner Weigerung, erklärt sich aber bereit, „als Kommissar S. Majestät nach Frankfurt zu gehen“, und hat dann bis in den April 1849 den unsäglich schwierigen Posten eines Vertreters Preußens bei der deutschen Zentralgewalt bekleidet. Befreit von dieser Last hat er dann in der Ersten preußischen Kammer, deren Mitglied er war, und auf dem Unionsparlament von Erfurt für seine preußisch-deutschen Ideen gekämpft, immer in lebhafter, ja freundschaftlicher Fühlung mit der Prinzessin von Preußen. Die Schmach von Olmütz, und was ihr folgte, warf ihn so da-nieder, daß er in einer letzten großen Rede in der Ersten Kammer vom 8. Januar, die wie ein Epilog seiner ganzen Tätigkeit „erfüllt vom Pathos der Geschichte“ erscheint, Abschied vom politischen Leben nahm und sich auf seinen Landsitz in Müngsdorf bei Bonn zurückzog (1851).

Damit beginnt die zweite ganz anders geartete Hälfte seines Lebens. Zwar bleibt er Teilhaber des von ihm 1840 mit seinem ältern Bruder begründeten Bankgeschäfts, zwar bewahrt er sich das regste Interesse für die politischen Vorgänge in Preußen und im großen deutschen Vaterlande, zwar behält er die Verbindungen mit seinen politischen Freunden, mit dem Hofe, insbesondre mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen bei, aber das eigentliche Feld seiner Tätigkeit werden von nun an die Naturwissenschaften, und zwar insbesondre die mikroskopische Beobachtung der Infusorien und astronomische Studien. In der Astronomie waren seinem tiefbohrenden Geiste Erfolge beschieden, die weit über das hinausgingen, was man als Dilettantismus bezeichnen kann. Er baut sich in Müngsdorf eine Sternwarte, und am 7. Juni 1853 schreibt er dem Bruder

voll Freude: „Vorigen Sonnabend habe ich zum erstenmal in meinem Leben durch das neue zu Rüngsdorf parallaktisch aufgestellte Fernrohr am hellen Mittage Sterne gesehen.“ Sein politisches Interesse verstärkt sich wieder unter der „neuen Ara“, die mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen beginnt: er und sein Bruder Otto werden zu ständigen Mitgliedern des Herrenhauses ernannt, er fast gleichzeitig auch zum Ehrendoktor der Universität Berlin. Bismarcks Anfänge als Ministerpräsident werden mit Besorgnis verfolgt. Aber im Gegensatz zu vielen andern liberalen Politikern erkennt Rudolf Camphausen allmählich immer deutlicher und völlig neidlos die Größe seines ehemaligen Gegners vom „Vereinigten Landtage“. Im Juli 1864, nach dem Ausgange der Londoner Konferenz, schreibt er: „Bismarck war in den letzten Wochen unter sämtlichen europäischen Staatsmännern der größte und der dominierende. Welcher Erfolg, welches Glück! . . . Das wird man ihm zugestehen müssen, daß er seit 1815 in Preußen der erste kühnhandelnde Staatsmann ist.“ Aber über dieses zwischen der Wissenschaft und der Politik geteilte Leben breitet ein tragisches Schicksal, an das der alten Niobe erinnernd, seine düstern Schwingen aus: im Verlaufe weniger Jahre sterben ihm trotz der sorgsamsten Pflege, die er ihnen angedeihen läßt, seine heißgeliebten, hoffnungsvollen sechs Söhne alle an derselben unheimlichen Krankheit dahin. Die Flut der Teilnahme, die sich den gemarterten Eltern zuwendet, darunter die rührendsten Briefe der Königin Augusta, zeigen ihnen zunächst nur die Größe ihres Unglücks. Rudolf Camphausen schreibt an seinen Bruder Otto im Februar 1866: „Es kann sich erst nach einiger Zeit herausstellen, was die Reste sind, die von mir übrig bleiben.“ Aber wir hören von ihm auch das tapfere Wort: „Ich bin fest entschlossen, gegen den drohenden Lebensüberdruß in Kampf zu treten.“ Und sein Mut hat sich belohnt. Gestützt auf den treuen Wanderstab wissenschaftlicher Tätigkeit hebt sich der Zerschlagne vom Boden empor; er vertieft seine astro-physikalischen Studien, tritt in Verbindung mit dem Leipziger Astronomen Böllner, bis dessen Hinneigung zum Spiritismus das Band lockert; lebhaft interessiert ihn das Telephon, er bemüht sich bei Stephan für die praktische Verwendung dieser großartigen Erfindung. Und dann sprießt neben ihm neues Leben kräftig hervor: Enkel und Urenkel treten heranwachsend in die durch den Tod der Söhne gerissenen Lücken. So blieb sein Greisenalter vor Vereinsamung bewahrt: an der Schwelle der Achtzig schreibt er einem Freunde aus Rüngsdorf: „Wir leben hier ganz leise, zurückgezogen fort, doch haben wir von den nimmehr vier zusammengehörigen Generationen gewöhnlich etwas um uns.“ Es ist ihm vergönnt, mit seiner Gattin das seltne Fest der diamantnen Hochzeit (1888) zu begehen, und merkwürdig, nicht die Wehmut führt das Wort an diesem Tage in Rüngsdorf, sondern die Kindheit und das emporgeblühte Geschlecht. Im Frühling 1890 stirbt seine Gattin, am 3. Dezember folgt er der treuen Gefährtin in einem sanften und schmerzlosen Tode nach. — Heinrich Sybel (Begründung des Deutschen Reichs I, 197) hat den ehemaligen preußischen Ministerpräsidenten noch bei seinen Lebzeiten charakterisiert als einen „Mann von ruhigem Temperamente, von gediegener Reinheit des Charakters, von eindringendem, man möchte sagen, bohrendem Verstande und vor allem von unerschütterlicher Entschlußkraft“. Dieses Urteil wird durch

Anna Casparys Darstellung und die von ihr veröffentlichten Materialien bestätigt, aber zugleich werden in diesem Buche auch die feinern Striche zu den Grundlinien und das ausgeführte Bild des Menschen zu dem des Politikers hinzugefügt: darin liegt der bleibende Wert des Buches und seine erquickende Eigenart.



Salome von Richard Strauß



Es am 9. Dezember vergangnen Jahres in Dresden Salome, die neueste Oper von R. Strauß, aus der Taufe gehoben wurde, schien es, als sollte die Aufführung dieses Werkes ein Monopol der königlich sächsischen Kapelle bleiben. Kein zweites Institut, sagte man, werde sich an diese Schwierigkeiten wagen. Inzwischen haben es aber Graz, Prag, Breslau, Nürnberg und Leipzig doch gewagt und damit Kassenerfolge erreicht, die die Frage, ob Salome in absehbarer Zeit auf dem Spielplan aller leistungsfähigern deutschen Opernbühnen stehn wird, bejahen. Die außergewöhnlichen musikalischen Ansprüche, die sie stellt, werden durch den Verzicht auf Dekorationsaufwand und durch die Einfachheit der Regie ausgeglichen. Unter diesen Umständen halten es die Grenzboten für angebracht, über dieses Werk zu orientieren.

Auch wenn der selige Meßler die Salome komponiert hätte, wäre eine Sensationsoper daraus geworden; dafür sorgt die Dichtung. Der dramatische Vorwurf, den sie durchführt, der Gegensatz zwischen zügelloser Sinnlichkeit (Salome) und glaubensvollem Lebensernst (Jochanaan) ist sehr alt und auch in der Oper von Monteverdis Poppea bis auf Mozarts Zauberflöte und bis auf Tannhäuser und Parsifal unzähligemal verwandt worden. Es liegt somit gar kein Grund vor, Oskar Wilde, den Dichter der Salome, wegen der Wahl des Stoffes anzugreifen. Im Gegenteil, wenn überhaupt die Bühne das Recht hat, sich mit ruchloser Gesellschaft abzugeben, so muß man dem Engländer zugestehn, daß seine Canaillen verständlicher sind als die Helden in Ibsens Stützen oder in Hauptmanns Sonnenaufgang. Wilde zeigt mit einer alle Kriminalisten befriedigenden Klarheit, daß das Verbrechen der Herodesfamilie auf Grund von Alkohol und schlechter Erziehung den Grad erreicht hat, der ihr Tun und Lassen bestimmt. Auch daß Wilde das Problem mit einem Mord endet, ist nichts ungewöhnliches; wider den heutigen Brauch verstößt nur die Nuance, daß das blutige Haupt des Gemordeten den Zuschauern eine halbe Stunde lang vor die Augen gehalten wird. Wie noch die Jüdin und der Troubadour zeigen, genügt es, solche peinliche Wendungen hinter die Szene zu verlegen und darüber berichten zu lassen. Wenn es Wilde für nötig hielt, deutlicher zu sein und die Märtyrerbilder des fünfzehnten Jahrhunderts und die heutige Jahrmarktssmalerei zu übertrumpfen, so ist das der Einfall eines armen, durch Größenwahn außer Rand und Band gebrachten Narren, zu dem sich dieser englische Überästhet nach Ausweis seines *De profundis* schließlich entwickelt hatte. Für ein gebildetes Publikum